

Joachim Kahl

**Philosophie und Ästhetik eines weltlichen Humanismus
Ludwig Feuerbach und sein poetischer Schüler Gottfried Keller**

Vortrag gehalten im November 2008 auf Einladung der Freidenker-Vereinigung der Schweiz

Gottfried Keller und Ludwig Feuerbach – ein Dichter und ein Denker, zwei deutschsprachige Köpfe von Weltrang, der Deutsche Ludwig Feuerbach, ein atheistisch-materialistischer Philosoph, aus Hegels Schule hervorgegangen, der Schweizer Gottfried Keller, ein suchender Künstler, der durch die Begegnung mit Feuerbach im Winter 1848/49 in Heidelberg zu sich selbst fand und eine Ästhetik des Realismus schuf, die noch heute in Bann schlägt. Im Hauptteil meiner Rede werde ich drei seiner schönsten Gedichte interpretieren. Doch zunächst einige Worte über Rang und Bedeutung seines Lehrers Feuerbach.

Feuerbach ist heute endgültig aus dem Schatten von Hegel und Marx herausgetreten und wird nicht länger nur zum Bindeglied zwischen beiden herabgestuft. Vorbei sind die Zeiten, in denen er vornehmlich aus den „Feuerbach-Thesen“ des jungen Marx bekannt war. Ludwig Feuerbach gehört inzwischen zum philosophischen Weltkulturerbe. Er war ein Gipfelpunkt menschlicher Selbstreflexion, nicht nur ein Hauptvertreter deutscher Philosophie, namentlich der deutschen Aufklärung, gleichen Ranges mit Lessing und Kant. Er gehört auch zum Kanon der Weltphilosophie, zu nennen in einem Atemzug mit Aristoteles, Epikur, Konfuzius, Leibniz, Spinoza, Voltaire, Hume, Kant und Hegel, Bertrand Russell.

Gottfried Keller war zu beglückwünschen, dass er sein Stipendium ausgerechnet für einen Aufenthalt in Heidelberg nutzte, wo ein Arbeiterbildungsverein Feuerbach zu Vorlesungen eingeladen hatte, die er allerdings nicht in der Universität abhalten durfte, wohl aber im Rathaussaal. Dort saß der Züricher Künstler zu Füßen des fränkischen Denkers und empfing die bleibenden geistigen Impulse für sein weiteres Schaffen.

Was ist die Botschaft Feuerbachs? Worin besteht seine Bedeutung? Weshalb lohnt es sich, ihn zu studieren? Was verdankt nicht nur Gottfried Keller, sondern was verdankt die Menschheit dem Philosophen Ludwig Feuerbach? Die Antwort lautet, möglichst einfach formuliert und auf den Punkt gebracht: Er hat einen bleibenden, weil zutreffenden Beitrag geleistet zur Entzifferung und Entzauberung von Religion, zur Erklärung und Kritik religiösen Bewusstseins als eines verkehrten Weltbewusstseins und damit einen Beitrag geliefert zur theoretischen Begründung eines säkularen und laizistischen Humanismus.

Gegenüber der idealistischen Spekulation seines Berliner Lehrers Hegel hat er den Naturbegriff gedanklich rehabilitiert und wieder ins Zentrum der Reflexion gerückt, von der Fußnote wieder in den Haupttext der Theorie geholt. Die Natur ist wieder, wie bei Spinoza, das Eine und Ganze, das aus sich selbst ist, keines Schöpfers bedürftig. Der Mensch ist kein Ebenbild Gottes, sondern vorbildloses Evolutionsprodukt der Natur, körperlich verfasst in Raum und Zeit, den unentrinnbaren Schranken unserer Endlichkeit.

Anders als die übrigen Junghegelianer denkt Feuerbach also weit über den Horizont der Geschichte hinaus. Auch über den Horizont der pantheistischen Philosophie Spinozas denkt er hinaus, indem er aus dessen versöhnender Formel „deus sive natura“ (Gott oder Natur, das ist dasselbe) eine schroffe Alternative macht: „aut deus aut natura“ (entweder Gott oder Natur). Immer wieder betont Feuerbach die Sinnlichkeit des Menschen als die Hauptquelle menschlicher Erkenntnis. Insofern gehört er in die Tradition des Sensualismus. Freilich war er zu klug, zu stark auch von Kant beeinflusst, um die Rolle der Vernunfttätigkeit schlechthin zu leugnen. Das Ganze der menschlichen Erkenntnis ist eine Synthese aus Sinnlichkeit und Verstand, eine Einheit von Kopf und Herz, wie er gerne sagt.

Weiterhin hat er in der Ich-Du-Beziehung als der Grundform menschlicher Existenz und als dem Ort der Wahrheit eine andere bleibende theoretische Erkenntnis formuliert. Wahrheit, will er damit sagen, ereignet sich nicht monologisch, sondern nur dialogisch. Damit hat Feuerbach einerseits dem „dialogischen Prinzip“ Martin Bubers im zwanzigsten Jahrhundert vorgearbeitet, andererseits sich scharf abgegrenzt gegenüber zeitgenössischen Spielarten einer individualistischen Verabsolutierung des Einzelmenschen (Max Stirner und Friedrich Nietzsche).

Mit den berühmt gewordenen Schlussworten seiner Heidelberger Vorlesungen, prägnanten Formulierungen, die auch Gottfried Keller ergriffen haben, sei dieser erste Teil beendet. Mit seiner Philosophie wolle er, so formulierte Feuerbach „aus Gottesfreunden Menschenfreunde, aus Kandidaten des Jenseits Studenten des Diesseits, aus Betern Arbeiter, aus Christen Menschen“ machen.

Gehen wir nun in der gebotenen Kürze, aber doch auch mit der nötigen Gründlichkeit drei Gedichte Gottfried Kellers durch.

Ich hab in kalten Wintertagen

*Ich hab in kalten Wintertagen,
In dunkler, hoffnungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit.*

*Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
Nun seh ich, daß ich wohlgetan!
Aufs neu hab ich das Haupt bekränzet,
Im Grabe aber ruht der Wahn.*

*Ich fahre auf dem klaren Strome,
Er rinnt mir kühlend durch die Hand,
Ich schau hinauf zum blauen Dome
Und such – kein bessres Vaterland.*

*Nun erst versteh ich, die da blühet,
O Lilie, deinen stillen Gruß:
Ich weiß, wie sehr das Herz auch glühet,
Daß ich wie du vergehen muß!*

*Seid mir gegrüßt, ihr holden Rosen,
In eures Dasein flücht'gem Glück!
Ich wende mich vom Schrankenlosen
Zu eurer Anmut froh zurück!*

*Zu glühn, zu blühn und ganz zu leben,
Das lehret euer Duft und Schein,
Und willig dann sich hinzugeben
Dem ewigen Nimmerwiedersein!
(1849)*

Die Begegnung mit Feuerbach im Winter 1848/49 in Heidelberg verwandelte Kellers Leben und Schaffen. Im Roman „Der grüne Heinrich“ setzt er den „lebenden Philosophen“ mit einem „Zaubervogel“ gleich, „der im einsamen Busche sitzt“ und „den Gott aus der Brust von Tausenden hinwegsang“. In dem Programmgedicht „Ich hab in kalten Wintertagen“ hat er das Schlüsselerlebnis seiner weltanschaulichen Neuorientierung zu einem lyrischen Text von großer Schönheit verarbeitet.

Entgegen einem ersten, noch oberflächlichen Eindruck ist zunächst festzuhalten: das Gedicht ist kein Wintergedicht, sondern ein Sommergedicht. Autobiografisch rückblickend spielt der Dichter auf den Heidelberger Winter an, als ihm – in Kälte und Dunkelheit – die christliche Hoffnung keine Kraft mehr vermittelte und er sich – unter dem Eindruck Feuerbachscher Argumente – das „Trugbild der Unsterblichkeit“ aus dem Kopf schlug, den religiösen „Wahn“ zu Grabe trug.

Inzwischen aber ist es wieder Sommer geworden. Der Aufklärungs- und Lernprozess, in den Keller geraten war, hat sein krisenhaftes Durchgangsstadium hinter sich gelassen. Als dessen sprachliches Echo fällt der stark reflexive Charakter des Gedichtes auf. Nicht unüberlegt und bloß impulsiv hat sich Keller von der Religion als illusionärer Sinnstifterin abgewandt. Vielmehr überprüft und bekräftigt er drei Mal die eigene Entscheidung:

„Nun seh ich, dass ich wohlgetan!“
„Nun erst versteh ich, die da blühet“
„Das lehret euer Duft und Schein“.

Der Dichter hat wieder Tritt gefasst und schaut erhobenen, geschmückten Hauptes die alte Welt mit neuen Augen an. Zwei ertümliche Elemente – das fließende Wasser und der blaue Himmel – sowie zwei symbolträchtige Blumen – die Lilie und die Rose – dienen ihm dazu, das gewandelte Welt- und Selbstverständnis poetisch zu gestalten. Unmerklich weitet sich das Individuelle zum Allgemeinen, geht das Autobiografische ins Kosmopolitische über. Angesprochen wird jeder Mensch als Erdenbürger und als Weltbürger.

„Ich fahre auf dem klaren Strome,
er rinnt mir kühlend durch die Hand“.

Das alte Motiv der Weltfahrt, der Lebensreise aufgreifend, überhöht Keller den Neckarstrom zum Lebensstrom. Er rinnt ihm durch die Hand, das heißt: der Strom trägt zwar, aber zugleich zer-rinnt er ihm auch unvermeidlich zwischen den Fingern. Diese Erinnerung an das Vergängliche begründet freilich kein Wehklagen. Der Dichter er-

lebt das Rinnen wohltuend als Kühlung, als Erfrischung. Ein stehendes Gewässer ist rasch abgestanden. Nur was fließt, was rinnt und damit freilich auch ver-rinnt, ist lebendig. Auch der Blick zum Himmel vermittelt ein weltlich-diesseitiges, humanistisches Heimatgefühl, das der Erde treu bleibt.

„Ich schau hinauf zum blauen Dome
und such – kein beßres Vaterland.“

Jahrtausendlang haben Menschen zum Himmel empor geschaut und sich dort ein Reich ungeschmälerter Glückseligkeit erträumt. Noch Friedrich Schiller dichtete im „Lied an die Freude“ mit idealistischem Pathos:

„Brüder, überm Sternenzelt
muß ein lieber Vater wohnen.“

Für den Feuerbachianer Gottfried Keller ist der Himmel keine religiöse Kategorie mehr, sondern hat nur noch astronomische, meteorologische und ästhetisch – emotionale Bedeutung. Er findet sein Genügen und Vergnügen hier unten auf der Erde. Nicht länger gilt sie ihm als ein „Jammertal“, dem möglichst rasch zu entkommen sei. Die Erde ist der Ort, unser Ort, der einer menschenwürdigen und lebenswerten Gestaltung und Umgestaltung zugänglich ist.

In der zweiten Hälfte des Gedichts – in den Strophen vier bis sechs – zeigt der Dichter die Parallelität zwischen dem menschlichen und dem pflanzlichen Leben auf. Sie ist in der alles übergreifenden Ordnung der Natur begründet. Wie die Lilie muss der Mensch vergehen. Der Rosen Duft und Schein lehrt ihn, intensiv zu leben. Keller knüpft an eine traditionelle Symbolik der Blumen an. Die Lilie ist die Blume der Reinheit, des Verzichts, der Entsagung, des Todes. Die Rose ist die Blume des Liebesglücks und der Vergänglichkeit, Sinnbild von Venus und Vanitas.

Die Lilie grüßt von sich aus, und zwar still. Die Rosen, ausdrücklich in der Mehrzahl erwähnt, werden von Keller begrüßt. Zu ihnen wendet er sich bewusst zurück. Der Lilie ist eine Strophe gewidmet, den Rosen sind zwei Strophen eingeräumt. Beide Blumen vermitteln letztlich dieselbe Botschaft, aber in unterschiedlicher Hinsicht, mit sich ergänzender Akzentuierung.

Die von sich aus grüßende Lilie lehrt die Vergänglichkeit. Ihre Botschaft ergeht an die Menschen, ob sie es wollen oder nicht, ob sie es merken oder nicht. Die Botschaft der Rosen, das Glück in seiner Flüchtigkeit auszukosten, muss dagegen bewusst wahrgenommen, bewusst angenommen werden: deshalb grüßt Keller sie. „Zu glühh, zu blühh und ganz zu leben“ – so lautet die programmatische Lehre der Rosen an die Menschen:

zu *glühh*, das heißt: nicht lauwarm, nicht mittelmäßig, nicht schlapp, sondern mit Elan und Lust zu leben,
zu *blühh*, das heißt: in aller Pracht und Schönheit im Verborgenen und in der Öffentlichkeit zu wirken,
ganz zu leben, das heißt: nicht am Leben vorbei, sondern die Fülle seiner guten Möglichkeiten ausschöpfend.

Was die Rose von Natur aus tut, der Mensch muss es erst lernen. Er muss es wollen und üben. Er kann daran auch scheitern, Lebensweisheit und Lebenskunst verfehlen. Was aus der Rose organisch hervor wächst, beim Menschen ist es eine bewusste Leistung. Die Parallelität von Pflanze und Mensch als organischer Wesen wird also im Gedicht nicht überzogen, die Verantwortlichkeit des Subjektes nicht gelegnet.

*„Ich wende mich vom Schrankenlosen
zu eurer Anmut froh zurück“*

Schrankenlos ist die von Keller anfänglich geteilte christliche Hoffnung auf ein ewiges Leben. Das Schrankenlose verfehlt das Maß des Menschlichen. Der Mensch ist nicht für die Ewigkeit gemacht und verirrt sich in der Unendlichkeit. So wendet Keller sich im Angesicht der Rosen, die ihr kurzes Glück in Schönheit zu Ende leben, zurück zum begrenzten Bereich menschlicher Existenz, um dort zu wahrer Fülle vorzustoßen. Erfüllung und Entsagung durchdringen sich und begründen sich wechselseitig. Um jede Unklarheit des ideellen Gehaltes auszuschließen, beendet Keller sein Gedicht mit seinem geradezu polemischen Ausblick auf das „ewige Nimmerwiedersein“. Den frommen Wunsch auf manchen christlichen Grabsteinen „Auf Wiedersehen“ verwandelt er mit einem Wortspiel in ein unfrommes „Nimmerwiedersein“. Der Tod ist das wirkliche Ende des ganzen Individuums, kein unsichtbarer Übergang in eine andere, höhere, vergeistigte Stufe der Existenz. Eine Ewigkeit waren wir nicht. Für eine kurze Zeitspanne treten wir ins Sein. Dann fallen wir zurück ins „ewige Nimmerwiedersein“.

Diese Einmaligkeit der menschlichen Existenz, ihre Unwiederholbarkeit und Unverlängerbarkeit, hat später auch Rainer Maria Rilke – darin ebenfalls von Feuerbach beeinflusst – in seiner Neunten Duineser Elegie besungen. Freilich erreicht Rilke nicht die gedankliche Strenge und kompositorische Klarheit Gottfried Kellers, der das „ewige Nimmerwiedersein“ als letztes Wort in die letzte Zeile zaubert.

Gottfried Keller ist es in seiner Dichtkunst gelungen, die illusionslose Einsicht in die Endgültigkeit des Todes fruchtbar zu machen für ein positives Lebensgefühl. Ein radikales Endlichkeitsbewusstsein, das Ja sagt zur eigenen Sterblichkeit, bringt eine abschiedlich getönte Lebensfreude hervor. Der Tod überschattet das Leben, aber er entwertet es nicht. Er verweist auf dessen Schönheit, die freilich rasch vergeht. Mit leiser Stimme, die viele überhören, spricht er zu uns: Vergeudet nicht euer Leben! Es ist das einzige, das ihr habt. Vertrödelt nicht die kurze Zeit, die euch gegeben ist, sondern lebt.

Das ist die Art der Selbstfindung und Selbstvergewisserung, über die wir einiges bei Gottfried Keller lernen können. Friedrich Nietzsche hat einmal Gottfried Keller brieflich angeredet als „Herzerfreuer“. Dieses Gedicht erfreut in der Tat das Herz, und es inspiriert den Verstand. Lassen wir uns weiterhin von Kellers Kunst beglücken, befreien, belehren!

Als zweites Gedicht betrachten wir:

SIEHST DU DEN STERN

*Siehst du den Stern im fernsten Blau,
Der flimmernd fast erbleicht?
Sein Licht braucht eine Ewigkeit,
Bis es dein Aug erreicht!*

*Vielleicht vor tausend Jahre schon
Zu Asche stob der Stern;
Und doch steht dort sein milder Schein
Noch immer still und fern.*

*Dem Wesen solchen Scheines gleicht,
Der ist und doch nicht ist,
O Lieb, dein anmutvolles Sein,
Wenn du gestorben bist!*
(1849)

Das Gedicht antwortet auf die sich aufdrängende Frage nach einem tragfähigen Trost, sobald sich die Jenseitshoffnung verflüchtigt hat. Es spricht ein noch lebendes, geliebtes, „anmutvolles“ Du an und macht ihm im Angesicht des nächtlichen Sternenhimmels klar, was es heißt, gestorben zu sein. Keller vergleicht einen toten Menschen mit einem Stern am Nachthimmel. Ein Verstorbener gleicht einem Stern in dreifacher Hinsicht:

- a) er ist in eine unerreichbare Ferne entrückt,
- b) er ist verstummt,
- c) aber er strahlt noch einen Schein aus.

Ein toter Mensch ist unwiederbringlich aus dem Leben entfernt und von den Lebenden entrückt. Auch der einstmals engste Vertraute ist für immer unerreichbar. Er schweigt nun, ist in alle Ewigkeit verstummt. Was gesagt wurde, kann nie mehr widerrufen werden. Was nicht gesagt worden ist, bleibt in alle Ewigkeit ungesagt und kann nie mehr nachgeholt werden. Aber dies ist nicht alles. Die Sterne stehen nicht nur in unerreichbarer Ferne und in erhabener Stille oben am nächtlichen Himmel. Sie werfen auch einen „flimmernden“ und „milden“ Schein.

Wie Gottfried Keller astronomisch korrekt voraussetzt, strahlen auch Gestirne noch Licht ab, die längst erloschen sind. Dies ist so dank des langen Weges, den das Licht durch das Weltall zurücklegt, bis es auf ein menschliches Auge auftrifft. Der Schein solcher Sterne ist also unreal und real zugleich. So auch beim Menschen. Selbst wer als Subjekt verschwunden, als Individuum abgetreten ist, hinterlässt doch Spuren: stärkere und schwächere, willkommene und unwillkommene, je nach den persönlichen Umständen seines Lebens.

Menschen hinterlassen Spuren, weil sie körperliche Wesen sind und gegenständlich handeln, sich in ihren Taten vergegenständlichen. Sie wirken in Kindern und Kindeskindern fort und prägen sich mit Wort und Tat im Gedächtnis der Nachwelt ein.

Mit einer klassisch dialektischen Formulierung fängt Keller diesen Sachverhalt ein:

„Dem Wesen solchen Scheines
gleich, der ist und doch nicht ist.“

Sein und Nichtsein fallen in dieser Hinsicht zusammen. Je mehr ein Mensch bereits zu Lebzeiten ausstrahlt, umso leuchtender wird sein Abglanz nach seinem Tode sein. Gottfried Kellers Gedicht „Siehst du den Stern“ setzt astronomisches Wissen voraus und grenzt sich von Astrologie ab. Die Sterne lügen nicht, aber sie sprechen auch nicht die Wahrheit. Sie sagen überhaupt nichts, sie sind stumm. Der Dichter vergleicht Stern und Mensch, aber stellt keine reale Beziehung zwischen ihnen her.

Betrachten wir nun abschließend Kellers schönstes und bekanntestes Gedicht, das „Abendlied“ (1879), die Frucht langjähriger theoretischer und ästhetischer Arbeit, eine Perle deutscher Dichtkunst, von Theodor Storm als „reinstes Gold des Lyrik“ gerühmt.

ABENDLIED

*Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!*

*Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh.
Legt sich auch in ihre finstre Truh.*

*Noch zwei Fünkchen sieht sie glimmend stehn,
Wie zwei Sternlein innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.*

*Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluss der Welt!*

Das Gedicht ist ein makellooses Alterswerk, Kellers lyrisches Testament, das sein Lebensgefühl und seinen Weltentwurf am reifsten formuliert. In Form eines Selbstgesprächs des Dichters mit seinen Augen werden vier Motivkreise angesprochen: der Abend, die Augen, die Seele, die Welt. In produktiver Selbstreflexion sagt er Ja zum Leben und versöhnt sich mit seinem Tod. In einer nachdenklichen Abendstimmung reflektiert er über das Schicksal der Seele in der Welt. Das Gedicht erzählt, wie Augen und Seele zur Ruhe gelangen, und zwar zur ewigen Ruhe, auf die kein Aufstehen mehr folgt. Auf den „Abend“ folgt nur die Nacht, keine erneute Morgenröte: keine Auferstehung, kein ewiges Leben bei Gott. Die Härte dieses definitiven Abschieds wird gemildert durch Schönheit und Frieden des Abends.

Das Motiv der Augen hat ein besonderes Gewicht, denn sie sind das Organ der Verbindung zwischen Ich und Welt. Die Augen sind die Fenster der Seele, die das Bild der Welt ins Innere herein lassen, und zwischen Innenwelt und Außenwelt trennen. Sie vermitteln ein Weltbild der Schönheit. Die Augen sind Inbegriff des Lebens, sie vermitteln die Teilhabe an der Welt. Insofern ist das Verlöschen der Augen eine poetische Umschreibung des Sterbens. Auch wir kennen in manchen Todesanzeigen die schöne Formulierung, jemand habe seine Augen für immer geschlossen. An den Augen ist das eigentümlich schwebende Lebensgefühl festgemacht, das zwischen zwei polar entgegen gesetzten Komponenten oszilliert. Einerseits heißt es: „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält“, andererseits wird bereits in der ersten Strophe festgehalten: „Einmal werdet ihr verdunkelt sein“. Das heißt: höchste Lebensintensität und Abschiedlichkeit durchdringen sich.

Die erste Strophe ist durch ein Gefühl froher Dankbarkeit geprägt. Adressat dieser Dankbarkeit sind, gut sensualistisch, die Augen, nicht etwa Gott. Sie sind mit positiven Beiworten aufgeladen: die *lieben Fensterlein* geben *holden Schein* und lassen *freundlich* Bild um Bild herein. Der Tod ist allerdings von Anbeginn präsent: *einmal werdet ihr verdunkelt sein*. Der Sterbevorgang ist im Gedicht an das Erlöschen der Augentätigkeit gebunden, nicht etwa an Herzstillstand oder Hirntod. Wie Fensterläden, genauer wie Rollläden fallen die Augenlider zu. Gedacht ist dabei an den natürlichen, gewaltfreien Tod, der eintritt, weil die Augen auf ihrer Wanderschaft durch die Welt genug gesehen haben. Sie sind lebensmüde, weil lebenssatt.

Entscheidend ist der erzmaterialistische Gesichtspunkt, dass mit dem Erlöschen der Augen auch die Seele erlischt. Im Sinne einer monistischen Philosophie der Leib-Seele-Einheit stirbt der ganze Mensch. Ein Fortleben der Seele ohne Körper wird ausdrücklich verneint. Auch die Seele streift ihre Wanderschuhe ab und legt sich in den finsternen Sarg. Dass die Seele ihre Wanderschuhe auszieht, ist zwar auch eine alpinistische, gut schweizerische Assoziation, aber vor allem ein Hinweis auf die Lebensreise, die Lebenswanderschaft, die nun endgültig an ihr Ende gelangt ist. Die „Seele“, das ist der innere geistige Kern des Menschen, der, versöhnt mit sich selbst, aktiv die Schuhe auszieht und sich willentlich und wissentlich zur letzten Ruhe bettet. Fern liegen die religiösen Vorstellungen einer Seelenreise im Sinne einer Wiederverkörperung oder eines Aufstiegs der Seele zum Himmel. Die Erdenreise bleibt Erdenreise, der Tod bleibt der Tod, der definitive Endpunkt der individuellen Existenz. Keine enge Pforte zu einem neuen Leben tut sich auf.

In der dritten Strophe wird das Wunschbild eines natürlichen Todes ohne Kampf, ohne Krampf als ein sanftes, schmerzfreies Verlöschen imaginiert. Der Tod kommt als Freund. Aus den offenen Fenstern zur Welt werden zwei *glimmende Fünkchen*, die *schwanken* und dann auch *vergehen*, wie wir es vom allmählichen Einschlafen her alle kennen.

Die letzte Strophe vollzieht eine Umkehr der Blick- und Gedankenrichtung: doch noch ist es ja – glücklicherweise – nicht so weit! Fast trotzig heißt es: Noch wandle ich unter den Lebenden. Ein abendliches, ein abschiedliches Lebensgefühl drückt sich aus. Das *sinkende Gestirn*, die untergehende Sonne, taucht die Welt in das Rotgold des Abendlichtes. Nach dem vorausseilenden Blick auf die unvermeidlich kommende Enge in der finsternen Truhe wirft der Dichter einen Blick auf die weite, freie Natur, die Himmel und Erde umfasst. Leben ist Leben auf der Erde im Licht der Sonne, die alles Leben erst ermöglicht.

In den letzten zwei Zeilen, die oft auch separat zitiert werden, wandelt sich das „Abendlied“ zum „Trinklied“, genauer: das „Abendlied“ erweist sich als Trinklied. Denn zum Abend gehört ein fröhlicher Umtrunk. Das Kellersche Trinklied ist freilich eins der besonderen Art. Denn es wird kein Wein getrunken, die Welt wird getrunken, und zwar mit den Augen. Ein dionysisch anmutendes, auf alle Fälle epikureisches Lebensgefühl spricht sich hier aus. Keller befolgt die Aufforderung des Horaz: Carpe diem! Nutze, genieße den Tag! Denn, so ist gedanklich zu ergänzen: es könnte dein letzter sein.

Was ist der „goldne Überfluss der Welt“? Gemeint ist nicht das glitzernde Warenangebot einer Konsumgesellschaft, die Keller noch gar nicht kennen konnte. Der „goldne Überfluss der Welt“ ist keine politisch-ökonomische Kategorie, sondern eine poetische Metapher für die Gratisgaben der Natur, Geschenke, an denen tatsächlich jeder teilhaben kann, wenn er sie denn wahrnimmt. An einem blühenden Magnolienbaum kann sich der Obdachlose ebenso erfreuen wie der finanziell abgesicherte Bürger. Der „goldne Überfluss der Welt“ ist die Fülle der guten Möglichkeiten, die der Welt prinzipiell innewohnen und die von einem einzelnen nicht auszuschöpfen sind, nicht einmal von der Menschheit als Ganzer. Gemeint sind die Schönheiten der Natur, die sich allen darbieten, in ihrer Vielfalt und Mannigfaltigkeit. Denken wir an die Erhabenheit des Sternenhimmels über uns oder an die Harmonie einer geglückten menschlichen Beziehung neben uns. Dass es auch bleierne Armseligkeit und lähmende Trostlosigkeit in der Welt gibt, leugnet Keller nicht, bleibt aber hier unerwähnt.

Im Verhältnis zur ersten Strophe erfahren die jeweils angesprochenen Augen in ihrer Funktion eine deutliche Steigerung. Anfangs lassen sie nur – gleichsam routinemäßig – „Bild um Bild“ herein. Im enthusiastischen Schlussappell dagegen („Trinkt, o Augen“) werden sie aufgefordert, aktiv sich die Welt anzueignen. Weltoffenheit ist das letzte Wort des Gedichtes: Offenheit für den Überfluss der Welt und die Fülle des Lebens

Drei abschließende und zusammenfassende Bemerkungen zum Gedicht:

1. Das Gedicht ist ein Beispiel für das Selbstgespräch, das zu einem reifen menschlichen Selbstverständnis gehört. Der Hauptinhalt dieser inneren Kommunikation besteht darin, sich mit der eigenen Endlichkeit auszusöhnen: den Tod als Freund anzunehmen zu lernen, ohne darüber die Lebensfreude zu verlieren.
2. Kellers Nähe zu Goethe und Theodor Storm und seine Differenz zur Romantik
Eine unmittelbar ins Auge springende Parallele liegt in Goethes „Lied des Türmers“ aus „Faust I“ vor. Dessen erste Strophe lautet:

„Zum Sehen geboren,
zum Schauen bestellt,
dem Turme geschworen,
gefällt mir die Welt.“

In Theodor Storms „Oktoberlied“ heißt es:

„Der Nebel steigt, es fällt das Laub,
schenk ein den Wein, den holden, wir
wollen uns den grauen Tag vergolden, ja
vergolden.“

Bei Keller und Storm, die beide Feuerbachianer waren, bleibt es bei strikter Weltlichkeit. Die Welt ruht in sich und ist sich selbst genug. Anders dagegen bei den Dichtern und Malern der Romantik, die oft die Natur pantheistisch durchgeistigen. Der goldene Glanz der Abendsonne ist bei Caspar David Friedrich der Vorschein der Ewigkeit, und der Tod ist das Portal zum ewigen Leben. Bei Keller dagegen weist der „goldne Überfluss der Welt“ nicht über sich hinaus.

3. Schlussbemerkung

Kellers Gedicht „Abendlied“ ist ein herausragendes Beispiel für atheistische Spiritualität und widerlegt das Vorurteil, für Gefühlstiefe sei Religion notwendig. Der Atheismus bringt eine eigene Poesie und Spiritualität hervor. Ohne Eiferertum, ohne Bekehrungswut hat Keller ein Sprachgebilde von zugleich bezwingender und zwangloser Anmut hervorgebracht. Der Atheismus Feuerbachs ist die diskrete Hintergrundphilosophie des Gedichts, die niemanden vor den Kopf stößt und doch das Ganze trägt.